

[Vachendorf, Chiemgau;  
1945–1950]

Hermine Nistler-Obermeier

*„Zwoa Loabi, aufschreib'n!“*

Im Mai 1945, ich war noch nicht ganz fünf Jahre alt, hatte ich mein erstes einschneidendes Erlebnis. Meine Eltern zogen mit uns Kindern, bedingt durch das Kriegsende, aus dem Fränkischen in das großmütterliche Haus im Chiemgau. Ein LKW barg uns und unseren Hausrat. Mein geliebtes Puppenhaus mußte zurückbleiben, dafür war kein Platz mehr. Kurz vor unserer Ankunft in Vachendorf verloren wir aus dem fahrenden Wagen die Matratzen, alles war aufregend. Noch heute ist mir die Stelle auf der Straße im Gedächtnis.

In dem Dorf lebten neben deutschen Flüchtlingen Polen, Franzosen und Ungarn. Auf Anordnung des Bürgermeisters mußten in jedem Haus Wohnräume für die heimatlosen Menschen zur Verfügung gestellt werden. Ein jeder fügte sich in das dörfliche Leben ein. Das „Anderssein“ dieser Menschen war für uns Kinder ganz selbstverständlich. Fremde Sprachen oder ein anderer Dialekt der Flüchtlingsfamilien hatten ihre Gültigkeit. So schmeckte uns das egerländische „Fettabrou“ genauso gut wie unser bayerisches „Schmoizbrot“.

In der großen Scheune beim Nachbarbauern waren hochoben Seile gespannt. Dort probte eine ungarische Artistenfamilie ihre Seilakte, um für bessere Zeiten in Form zu bleiben; für uns Kinder ein spannendes Zirkuserlebnis, ganz ohne Eintrittsgebühren. Die gleichaltrige Julischka wurde meine beste Freundin.

Ganze Tage verbrachten wir außerhalb des Elternhauses. Auf der Straße gab es für uns Kinder kaum Gefahren. Im Sommer ging's mit dem Fahrrad oder zu Fuß zum nahegelegenen Tüttensee. Niemand lehrte uns das Schwimmen, wir brachten es uns selbst bei.

Einmal organisierte unser Lehrer eine Muttertagsfeier für die Mütter, deren Söhne im Krieg gefallen waren. Ich sollte ein langes Gedicht vortragen. Meine Mutter band mir extra neue, weiße Schleifen ins Haar. Vor Aufregung brachte ich jedoch auf der Bühne sämtliche Strophen durcheinander. Ich fühlte die große Enttäuschung meines Lieblingslehrers und schämte mich sehr. Noch lange litt ich unter dem verpatzten Auftritt, denn die Feierstunde sollte doch helfen, die Mütter aufzurichten.

Oft nahm ich den Weg über den Friedhof, wenn ich von der Schule nach Hause ging. Bei gutem Wetter besserte meine Mutter Grabkreuze und Inschriften mit Pinsel und Farbe aus.

Wir Kinder hielten uns gern beim Nachbarbauern in Hof und Stall auf. Dort quetschte ich mir einmal am Schafstall so arg meinen linken Zeigefinger, daß der Fingernagel seitdem gespalten ist. Zeugnis der Kindheit.

Wollten wir das „Häuschen mit dem Herz“ aufsuchen, mußten wir die Altbäuerin um Papier bitten. So griff dann die alte Küberin nach der Katholischen Kirchenzeitung. Jedoch waren die Seiten, wo die Worte „Jesus“ oder „Maria“ geschrieben standen, für unheilige Zwecke tabu. Wie sehr haben wir zu Hause darüber gelacht!

So schön das Landleben für uns Kinder auch war, Hunger hatten wir in dieser Zeit trotzdem. So zeigte ich auf dem Schulhof den Bauerskindern gern meine Bilderbücher unter der Bedingung, daß sie mich von ihrem Pausenbrot abbeißen ließen. Damals gaben die Bauern ihr Mehl beim Bäcker in Zahlung, es wurde in Form von Brot und Backwaren verrechnet. Diese Zusammenhänge kannte ich nicht und war daher sehr beeindruckt, als meine Mitschüler im



*Meine beiden  
Brüder und ich  
vor dem Haus  
der Großmutter  
in Vachendorf.*

Bäckerladen ohne Geld ganz selbstverständlich verlangten:  
„Zwoa Semmeln, aufschreib'n!“

Wie praktisch, dachte ich und verlangte daraufhin ahnungslos: „Zwoa Loabi, aufschreib'n!“

Tags darauf klärte mich meine Großmutter auf. Ich hatte Schulden gemacht und mußte nunmehr einsehen, daß dies eine ganz üble Sache war!